

Editorial: Politische Ökonomie des Mülls

Der weltweit immer weiter wachsende Müll gilt als eine der großen sozialen und ökologischen Herausforderungen der nächsten Jahrzehnte. In den Ozeanen treiben 100 Millionen Tonnen Plastikmüll herum, und lange Zeit waren die Weltmeere auch beliebte Lagerungsorte für Munitionsabfälle. In Großstädten wie Berlin gibt es täglich 3.800 Tonnen Abfall, und in Megacities des Südens wie etwa Shanghai, Rio de Janeiro oder Mexico City werden solche Zahlen noch weit übertroffen. Für große Mengen von Haushalts- wie von Gewerbeabfällen findet sich allerdings kein Platz in den Ländern, in denen sie entstanden sind, ebensowenig wie es bislang für Müll aus Atomkraftwerken zuverlässige Lösungen zum Endverbleib gibt. Aber auch die politische Ökonomie hat noch keinen rechten Platz für den Müll gefunden. Ihre Themen kreisen um Produktionskräfte und Produktionsverhältnisse, um Verteilung und Reproduktion, um Kreisläufe und Krisen sowie um die Dynamik der kapitalistischen Produktionsweise. Marx erwähnte die „Exkremite der Produktion“ im dritten Band des *Kapitals* gleichfalls eher beiläufig, indem er sie – der industriellen Praxis seiner Zeit entsprechend – als Rohstoffe für andere Zweige anführte (etwa Eisenspäne, die bei der Maschinenproduktion anfallen und wieder in die Eisenproduktion eingehen), während er die „Exkremite der Konsumtion“ als Dünger in der Landwirtschaft verwertet sah.

Der Aufschwung der Industriegesellschaft ebenso wie das Wachstum der Städte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vergrößerten das Aufkommen an Abfällen, dem als Problem allerdings lange Zeit von der Politik ebenso wie von der Wissenschaft oder von der breiten Öffentlichkeit sehr viel weniger Aufmerksamkeit geschenkt wurde als der eigentlichen landwirtschaftlichen, handwerklichen oder industriellen Produktion. Wenn Bergbau und neue Großindustrien Abraumhalden und stinkende Flüsse mit sich brachten, wurden diese Schäden von vielen als notwendiger Preis des Fortschritts gesehen, und die Stimme derer, die darunter zu leiden hatten, fand kaum jemals Gehör. Dagegen konnten diejenigen, die in der neuen Industriegesellschaft das Sagen hatten, sich in privilegierte Wohngebieten zurückziehen und leichten Herzens damit arrangieren, dass Abfälle in davon weit entfernte Gruben abgelagert oder zu Müllbergen angehäuft wurden: „Aus den Augen, aus dem Sinn.“ (Weber 2014: 145)

Sowohl in den Haushalten wie in den Werkstätten und Fabriken herrschte in dieser Periode allerdings lange Zeit auch eine Kultur der Sparsamkeit und der Wiederverwertung vor, was die Menge der Abfälle von Produktion und Konsum relativ begrenzte. Kaputte Werkzeuge und Maschinen wurden immer wieder repariert, und dies auch in einer Weltfirma wie Siemens, in deren Berliner Dynamowerk Mitte der

1920er Jahre in internen Berichten darüber geklagt wurde, wie überaltert der Maschinenpark damals war, da viele Maschinen noch aus der Zeit vor 1900 stammten, so dass eine besonders große Drehbank, die jedem Besucher vorgeführt werde, in Wahrheit immer wieder aufs Neue zusammengeflickt worden war und nur noch eine „aufgeblasene Maschinenleiche“ darstelle (Schmidt 1993: 68). Auch in den Haushalten war es selbstverständlich, dass Reste von Mahlzeiten zu neuen Gerichten verköcht, Stoffe gewendet und Kleidungsstücke umgenäht wurden. Was in den besseren Kreisen dem Dienstmädchen überlassen wurde, das war in mittleren und unteren Schichten Aufgabe der Hausfrau. Verfügten Haushalte über einen Garten, so zierte diesen häufig ein Misthaufen, und was für die Bewohner nicht mehr genießbar war, das wurde in ländlichen oder kleinstädtischen Gegenden an das sprichwörtliche Hausschwein verfüttert, zudem konnte Brennbares verfeuert werden. Viele dieser jahrzehntelang üblichen Gepflogenheiten waren mit wachsender Verstädterung nicht mehr möglich. Die kleinen Gärten oder Hinterhöfe verschwanden zumindest in den Zentren, aber auch die Verdrängung des Hausbrandes durch Zentralheizungen verringerten die Möglichkeiten, den Abfall im eigenen Haus zu beseitigen.

Einschneidende Veränderungen brachte in vielen europäischen Ländern der zunehmende Wohlstand in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg hervor, als Konsum- und Versorgungsweisen, die sich in den USA bereits früher durchgesetzt hatten, nunmehr auch hier üblich wurden, so etwa neue Distributionsformen im Einzelhandel. Mit der wachsenden Verbreitung von Selbstbedienung verschwand die Gepflogenheit, dass man Lebensmittel in mitgebrachten Behältern (z.B. Milchkannen) einkaufte; Lebensmittel wurden mehr

und mehr verpackt angeboten. Flaschen wurden teilweise durch Dosen verdrängt und für die nächsten Jahrzehnte sollte (zumindest in Deutschland) die Frage Einweg- oder Mehrwegflasche für Debatten und politische Interventionen sorgen (Köster 2014: 35ff). Aber Änderungen im Bereich der Produktion, wie der anhaltende Aufschwung der chemischen Industrie führten zur Herstellung neuer Produkte und Materialien, deren Restbestände nur zum Teil als Vorprodukte in anderen Produktionszweigen Verwendung fanden. Am dramatischsten zeigte sich dieser Strukturwandel bei neuen Formen von Energieversorgung wie der Atomindustrie, der man in den Anfangszeiten ans Wunderbare grenzende Möglichkeiten zuschrieb, einen „Wohlstand für alle“ (wie Ludwig Erhard ihn 1957 in dem gleichnamigen Buch versprach) auch auf diesem Weg zu eröffnen. Vorreiter dafür waren wiederum die USA, in denen man auf Atomenergie keineswegs nur für Zwecke der militärischen Zerstörung setzte, sondern wo gleichermaßen Phantasien zur „friedlichen Nutzung“ sprossen, die allein wegen ihres nicht-militärischen Charakters bereits ein besseres Leben und die Überwindung von Armut und Entbehrung versprach. So entwarf man bei Ford damals ein neues Auto: „Es war flach wie eine Flunder, besaß ein extrem langes Hinterteil und zwei kecke Haifischflossen am Heck. Der utopisch anmutende, atomgetriebene Zukunftswagen *Nucleon*, der 1958 vorgestellt wurde, sollte mit einem Reaktor hinter den Sitzbänken eine Reichweite von fünf bis achtausend Kilometern garantieren.“ (Kriener 2006) Angesichts solch lichter Visionen wurden in der Bundesrepublik Befürchtungen in Politik und Öffentlichkeit nur in einer Richtung laut: man könnte den Anschluss verlieren, zum „nuklearen Habenichtes“ werden. Denn auch die Entsorgung des

Atommülls schien sich spielend zu erledigen, da man ihn ja entweder ins All schießen, im Meer versenken, über dem Südpol abwerfen oder in Bergwerken lagern könne, und selbst 1969 vertrat der Physiker Carl Friedrich von Weizsäcker noch, der gesamte Atommüll des Jahres 2000 würde dann „in einen Kasten“ passen: wenn man den „gut versiegelt, verschließt und in ein Bergwerk steckt, dann wird man hoffen können, daß man das Problem gelöst hat“ (zit. bei Kriener 2010). Dieser atemberaubend fahrlässige, aber gesellschaftlich weit hin anerkannte Umgang mit der Frage des späteren Verbleibs des strahlenden Mülls war im übrigen keineswegs auf die kapitalistischen Länder beschränkt, sondern zeichnete die realsozialistischen Ländern in mindestens ebensolchem Maß aus.

Seit den 1960er Jahren gab es in der Bundesrepublik Deutschland im Zuge eines wachsenden Umweltbewusstseins auch zunehmende Kritik an der Konsumkultur der geplanten und ungeplanten Verschwendung, wie sie sich in der Verkürzung von Modezyklen bei Bekleidung oder in der Parole „Ex und hopp“ äußerte, mit dem die Brauereindustrie den Biertrinkern die Einwegflasche nahebringen wollte. Für die wachsenden Müllberge wurden technische Lösungen wie Müllverbrennung später auch Mülltrennung und Recycling gesucht und zu einem großen Teil auch umgesetzt – die gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen dagegen häufig ausgeblendet. Seither nahmen selbst Massenmedien vermehrt Kritikpunkte von Menschenrechts- und Umweltgruppen auf, die vielfältige Missstände offen gelegt hatten: wie Lebensmittel in hochentwickelten Ländern massenhaft vergeudet werden, wie Altkleidersammlungen zum Ruin afrikanischer Bekleidungshersteller beitragen, wie Elektroschrott falsch deklariert in Ländern landet, in denen Kinder und Jugendliche

ausgediente Handys oder Computer mit bloßen Händen zerschlagen und sich dabei vergiften. Diese über die Suche nach technischen Lösungen hinausgehenden polit-ökonomischen Dimensionen stehen im Mittelpunkt des vorliegenden Heftes und werden an ausgewählten Problembereichen behandelt.

Dabei geht es zunächst darum, wer im Müllsektor unter welchen Bedingungen arbeitet. Von jeher gehören diejenigen, die ihr mehr oder weniger karges Auskommen damit fanden, dass sie Abfälle beseitigten, zu den Marginalisierten. So sehr Sauberkeit und Ordnung zu zentralen Tugenden des bürgerlichen Lebens gehörten, so sehr verachtete man diejenigen, die dafür sorgten. Während Leben und Arbeitsweise selbst eines Teils der Arbeiterschaft wie den deutschen Facharbeitern in gewissem Maß als respektabel galten, zählten diejenigen, die Knochen und andere Lebensmittelabfälle, Lumpen und Schrott einsammelten, stets zu den Ärmsten und am schlechtesten angesehenen Mitgliedern der Gesellschaft. Dies änderte sich auch kaum dadurch, dass viele dieser Tätigkeiten aus der Sphäre der prekären Selbständigkeit in den Rahmen von formalisierten Arbeitsverhältnissen abwanderten. Der ersten Generation von „Gastarbeitern“ wurden in der Bundesrepublik der 1950er/60er Jahre in aller Selbstverständlichkeit die schmutzigsten und anstrengendsten Arbeiten zugewiesen, so etwa in Gießereien und bei der Müllabfuhr. In vielen Ländern ist das Müllsammeln bis heute eine wichtige Quelle des Erwerbs für eine große Zahl von Stadtbewohner/innen, und dies vor allem in Großstädten des Südens, in denen moderne Konsummuster üblich geworden sind, der Umgang mit ihren materiellen Hinterlassenschaften aber häufig rudimentär bleibt. *Regina Hemetsberger* analysiert die Lage der *carteneros* von Rio der Janeiro vor dem

Hintergrund der wirtschaftlichen Krise Argentiniens von 2001 und ihrer Folgen sowie der Versuche, die Müllarbeiter/innen in die formellen Strukturen der städtischen Abfallwirtschaft zu integrieren. Auch in Bangalore, der indischen Metropole, die als Silicon Valley Indiens bekannt wurde, spielen die informellen Müllsammler/innen eine zentrale Rolle, die von *Nicolas Schlitz* vor dem Hintergrund der zunehmenden Privatisierung der Abfallwirtschaft untersucht wird, und die sowohl mafiöse Strukturen und technologieintensive Investitionen wie auch eine *garbage crisis* und Ansätze einer *green economy* hervorbrachten, die beide gleichermaßen den prekären Status der Müllarbeiter/innen weiter verschlechterten.

Müll ist jedoch (nach Ansätzen, die bis ins 19. Jahrhundert zurückreichen) inzwischen keineswegs nur ein lokales Problem, sondern vielfach ein globales Geschäft. Das trifft selbst für den Haushaltsmüll zu, von dem gemeinhin angenommen wird, dass er ortsgebunden bleibe. Immer wieder werden Fälle bekannt, dass solcher Müll – bei Verletzung der internationalen Basler Konvention von 1989 – auf abenteuerliche Reisen geschickt wird, so etwa 2010, als im Hamburger Hafen eine Ladung, die als Polyethylen-Kunststoff nach Brasilien transportiert wurde und dort dem Recycling zugeführt werden sollte, tatsächlich Hausmüll war, der im Auftrag eines Unternehmens aus Hongkong auf dem Schiff einer chinesischen Rederei illegal exportiert wurde (Brasilien's Behörden... 2010). Darüber hinaus beruht ein großer Teil der Wohlstandsgüter, die zum modernen Leben gehören oder dieses möglich machen, auf Rohstoffen und der Ausbeutung von Arbeitskräften in Ländern mit niedrigen oder fehlenden Sozialstandards – und auch ihre Überreste landen ebendort, so die allermeisten Schiffe, die das enorme

Wachstum der internationalen Warenbewegungen in den letzten Jahrzehnten ermöglicht haben, in Indien, Bangladesh und Pakistan. *Lars Bombauer-Beins* und *Anke Strüver* untersuchen die Funktionsweise der pakistanischen Abwrackindustrie, ihrer Profiteure und ihrer Leidtragenden am Beispiel der Küste von Gadani Beach (wo verlassene Schiffe einfach angeschwemmt werden) und ihrer Bedeutung als Standort innerhalb einer neuen globalen Destruktionskette. Der Müll tritt hier als Geschäftsfeld und gleichzeitig als Ausgangspunkt für neue Produktion in Erscheinung.

Das Phänomen der geplanten Obsoleszenz wird schon seit langem skandalisiert: Wie Firmen das Produktdesign so anlegen, dass bestimmte Teile vorzeitig verschleissen, dabei oft nicht austauschbar sind und Reparaturen somit extrem teuer oder überhaupt unmöglich machen – so etwa Kugellager und Heizstäbe bei Waschmaschinen, verklebte Gehäuse und Spezialschrauben bei Handys und Laptops, irreführende Füllstandsmeldungen bei Druckern, aber auch Spiral-Reißverschlüsse von Jacken oder festverklebte Schuhsohlen (Schridde/Kreiß 2013). Während diese Produkte zur Absatzsteigerung auf Kurzlebigkeit angelegt sind, besteht bei vielen Industrieabfällen, die mit ihrer Produktion entstanden sind, das Problem umgekehrt in ihrer Langlebigkeit. Am gravierendsten stellt sich dieses beim Atommüll, dessen mögliche Zwischen- oder Endlagerung nunmehr seit mehr als fünf Jahrzehnten debattiert wird, ohne dass eine schlüssige Lösung in Sicht wäre. *Achim Brunnengräber* und *Lutz Mez* beleuchten die Konstellation der wichtigsten daran beteiligten Akteure, insbesondere die Unternehmen der Energieversorgung und den Staat. Gerade an diesem Bereich lässt sich studieren, wie sich ein spezifisches Verhältnis von Staat und Kapital – in diesem Fall

eine hochkonzentrierte Industrie mit erheblichem Lobbypotential und faktischer politischer Einflussnahme – in Regelungen niedergeschlagen hat, mit denen nicht nur die Kosten und Risiken der Herstellung von Atomreaktoren, sondern ebenso der Umgang mit abgebrannten Brennstäben auf die Allgemeinheit oder auf bestimmte Gruppen der Bevölkerung abgewälzt werden sollten. Aber hier sind auch gegenläufige Entwicklungen offensichtlich, da ebendieses Thema Atomenergie zu einem Dreh- und Angelpunkt von Bürger-Protesten seit den späten 1960er Jahren wurde.

Neben dem Schwerpunkt zur politischen Ökonomie des Mülls setzen wir in diesem Heft auch die Debatte zur Klassentheorie aus PROKLA 175 fort. *Christian Lotz* analysiert das Verschwinden klassentheoretischer Konzepte in neueren Beiträgen zur Sozialphilosophie wie etwa denen von Badiou, Negri/Hardt oder Honneth. Gerade weil das Konzept „Klasse“ an die Gewaltförmigkeit sozialer Beziehungen im Kapitalismus gebunden ist, so sein Argument, kann auf dieses Konzept in einer Kapitalismusanalyse nicht verzichtet werden. *Jannis Milios* und *Georg Economakis* wenden sich der Frage der Mittelklassen zu. In kritischer Auseinandersetzung mit der Klassenanalyse von Nicos Poulantzas machen sie deutlich, dass es sich bei den Mittelklassen gerade nicht um eine einheitliche Klasse mit ähnlichen politischen Klassenpositionen handeln kann. *Andreas Kemper* setzt sich kritisch mit dem Beitrag von Christian Baron in PROKLA 175 zum Thema „Klassismus“ auseinander.

Außerhalb des Schwerpunkts untersucht *Martin Kronauer* die Schwächen der Linken in der Kritik am Neoliberalismus. Gegen die neoliberale Feier des

Individualismus, mit der gesellschaftliche Ungleichheit gerechtfertigt wird, plädiert er für eine Rückbesinnung der Linken auf ihre eigene Forderung nach Selbstbestimmung der Individuen, die allerdings ohne entsprechende soziale Voraussetzungen nicht zu realisieren ist. *Josef Falkinger* schließlich wendet sich den „realwirtschaftlichen“ Ursachen der ökonomischen Krise zu, die in der Debatte über „Finanzialisierung“ allzu leicht übersehen werden.

Für die Redaktion:
Dorothea Schmidt

Literatur

- Brasiliens Behörden entdecken illegalen Müll aus Hamburg*, zeitonline. www.zeit.de/wissen/umwelt/2010-08-muell-hamburg-brasilien (20.6.2014)
- Köster, Roman (2014): Abschied von der „verlorenen Verpackung“, in: *Technikgeschichte*, Bd. 81, H. 1: 33-60
- Kriener, Manfred (2006): *Das atomare Glück*, zeitonline. www.zeit.de/2006/38/A-Atompolitik (20.6.2014)
- (2010): *Aufbruch ins Wunderland*, zeitonline, www.zeit.de/2010/40/Atomstrom-Energie (20.6.2014)
- Schmidt, Dorothea (1993): *Weder Ford noch Taylor – Zu Rhetorik und Praxis der Rationalisierung in den Zwanziger Jahren am Beispiel dreier Siemens-Werke*, Bremen
- Schridde, Stefan/Kreiß, Christian (2013): *Gutachten „Geplante Obsoleszenz“. Entstehungsursachen, konkrete Beispiele, Schadensfolgen, Handlungsprogramm*. www.gruene-bundestag.de/fileadmin/media/gruenebundestag_de/themen_az/umwelt/PDF/Studie-Obsoleszenz-BT-GRUENE.pdf (15.6.2014)
- Weber, Heike: Von wild zu geordnet? Konzeptionen, Wissensbestände und Techniken des Deponierens im 20. Jahrhundert, in: *Technikgeschichte*, Bd. 81, H. 2: 119-146

PROKLA 177: Globale Proteste zwischen Organisation und Bewegung (Dezember 2014)

Die seit 2011 weltweit entflammten Massenproteste, die ihren Anfang in den arabischen Ländern nahmen, haben WissenschaftlerInnen wie AktivistInnen gleichermaßen überrascht. Noch vor wenigen Jahren hätte kaum jemand soziale und politische Proteste von derartigem Ausmaß oder den Fall starker autoritärer Regime wie in Tunesien und Ägypten erwartet. Vier Jahre nach Beginn des aktuellen Protestzyklus ist aber unklar, inwieweit es sich tatsächlich um eine globale Protestwelle im Sinne eines zusammenhängenden transnationalen Bewegungszyklus handelt. Wie eng ist der Zusammenhang zwischen den unterschiedlichen Protestbewegungen in den verschiedenen Weltregionen? Welche Impulse sind von den Aufständen in Tunesien und Ägypten, den Auseinandersetzungen in der Türkei ausgegangen, wie wirkten sie sich auf die europäischen und nordamerikanischen Krisenproteste aus? Darüber hinaus ist auch zu diskutieren, welche neuen Protestformen in den vergangenen Jahren entstanden sind und wie diese sich in ihren jeweils spezifischen Kontexten organisieren. Wo haben die aktuellen Bewegungen ihre Vorläufer, welchen Stellenwert haben Soziale Medien darin, und in welchem Verhältnis stehen sie zu den 'klassischen' Akteuren wie Gewerkschaften und Parteien?

PROKLA 178: Biokapitalismus (März 2015)

Die kapitalistische Produktionsweise greift auf die ‚Natur‘, den ‚Körper‘ und das ‚Leben‘ historisch in immer neuen Weisen zu und führt zur Entstehung von jeweils besonderen gesellschaftlichen Natur- und Körperverhältnissen. Neueste Entwicklungen umfassen u.a. die reproduktionsmedizinischen Technologien, Produktion und Handel von Eizellen, Spermien, Geweben oder Organen, die Praktiken der ästhetischen Körpergestaltung sowie wiederholte Vorstöße zur Patentierung von Leben. Der menschliche Organismus wird dabei prinzipiell als gestaltbar, transformierbar und züchtbar gedacht. Was ist das spezifisch Kapitalistische daran, kann man von ‚biokapitalistischer‘ Vergesellschaftung und entsprechenden Eigentumsverhältnissen (Patente auf Leben) sprechen? Wenn die Inwertsetzung des Lebendigen behauptet wird, stellt sich die Frage, was genau wird in Wert gesetzt? Welche Art von Herrschaft wird dabei ausgeübt? Welche Kämpfe und Auseinandersetzungen werden um das „Leben an sich“ und seine Verwertung geführt?